



# Stöberer

**R**ehe mit laut jagenden Hunden zu jagen, galt noch vor zwanzig Jahren als fast undenkbar. Die Zeiten haben sich geändert. Heute wird in manchen staatlichen Forstämtern die halbe Jahresstrecke vor Wachtel, Terrier oder Bracke erlegt. Stöberjagden sind „in“. Ich bin selber ein begeisterter Stöberjäger. Seit ich meinem Wachtel „Janosch“ zuhören kann, wie er eine Fährte ausbuchstabiert und sich dann auf die Socken macht, hat die Jagd für mich eine ganz andere Dimension bekommen. Ich möchte das Jagen mit dem Hund nicht missen.

Was aber denkt sich das Wild dabei, das wir mit dem Stöberhund jagen? Hier ein Versuch, die Stöberjagd aus der Sicht der Beutetiere zu sehen. Mehr als ein Versuch kann es nicht sein, wenn ein Mensch sich die Sichtweise eines wilden Tieres zu Eigen machen will. Wir müssen beim Menschen, beim Jäger beginnen. Jagd ist ein brutales Handwerk. Es kommen dabei Tiere zu Tode,

und nicht immer ist ihr Tod so schmerzlos, wie wir uns das wünschen. Wir greifen in Familienverbände ein, stören das räumliche und zeitliche Verhalten, machen die Tiere letztendlich scheu. Das geschieht alles im Rahmen der normalen Jagdausübung und ist legitim. Bringt nun die Jagd mit frei laufenden Hunden ein Mehr an Unannehmlichkeiten für die Wildtiere?

Ich habe mir oft den Kopf über die Frage zerbrochen, wo die Grenze liegt, was wir Jäger den wilden Tieren antun dürfen. Jeder muss für sich eine Antwort finden. Meine lautet so: Ich möchte als Jäger den Wildtieren in Summe nicht mehr Unannehmlichkeiten, Schmerzen und Leiden zufügen, als sie in der Natur ohne unsereins, aber in Gegenwart von Raubwild, von strengen Wintern, Parasiten und Krankheiten auch hätten.

Wenn wir nun versuchen wollen, jägerisches Tun – in diesem Fall die Stöberjagd – gegen natürliche Umweltfaktoren zu bilanzieren, müssen wir

Die Bejagung des Schalenwilds mit Hunden wurde in den vergangenen Jahren intensiviert, wird teilweise als „die ökologischste“ Jagdart propagiert. Ulrich Wotschikowsky (VAUNA) hat sich der Bewegungsjagd aus Sicht des Beutetiers angenommen.

uns zunächst gründlicher damit beschäftigen, wie Wildtiere – hier ist nur Schalenwild gemeint – mit ihren Fressfeinden fertig werden: Wie jagen Wolf und Luchs?

Beginnen wir mit dem Luchs. Seine Hauptbeute sind Rehe, und den größten Teil seiner Beute macht er auf der Pirsch. Ein Meister im Schleichen wie fast alle Katzen, pirscht

er sich so nahe an sein Opfer an, dass er es in wenigen überraschenden Sätzen greifen kann. Die kritische Distanz liegt unter zwanzig Metern. Angriffe aus größerer Entfernung scheitern in der Mehrzahl. Der Luchs ist eher ein Springer denn ein Sprinter und schon gar kein Langstreckenläufer, ja nicht einmal ein Mittelstreckenläufer.



Is die Bejagung unseres heimischen Schalenwilds mit Hundemeuten so naturnah wie die Beutzüge der Wolfsrudel?

# jagd

## (K)ein Allheilmittel?

Beutelisten und telemetrische Untersuchungen zeigen, dass der Luchs keinen Unterschied macht zwischen Bock, Geiß oder Kitz. Er versucht, das Stück zu fassen, das ihm am nächsten steht. „Der Luchs selektiert nicht“, lautet deshalb eine oberflächliche Schlussfolgerung. Richtig ist daran nur, dass der Luchs nicht nach unseren menschlichen Maßstäben jagt. Natürlich haben erfahrene oder gesunde Rehe eine höhere Chance zu entkommen als sorglose oder kranke. Natürlich selektiert der Luchs! Allerdings folgt aus dem Jagdverhalten des Luchses, dass durchaus nicht vorrangig die Kitzte dran glauben müssen. Nein – wo der Luchs jagt, können Kitzte durchaus mal verwaisen. Nicht immer geht die Natur „human“ mit ihren Geschöpfen um.

Wölfe jagen anders als der Luchs. Sie sind in der Tat ausdauernde Mittel- und Langstreckenläufer. Sind sie deshalb „Hetzer“, die ihre Beute so lange verfolgen, bis ihr die Puste ausgeht? Umfangreiche Studien in Kanada und Nordamerika zeigen ein anderes Bild (und selber habe ich diesbezüglich unvergessliche Beobachtungen im Yukon machen können, während wir in einem kleinen Flugzeug über einem Wolfsrudel kreisten): Ein jagendes Rudel durchstreift den Wald ähnlich einer Treiberkette in breiter Front. Wird ein Beutetier aufgestöbert, so flüchtet es, und hat es Pech, so rennt es einem anderen Wolf geradewegs vor die Zähne. Von einem zielstrebigem „Einkreisen“ der Beute – wie das bei Löwen eindrucksvoll belegt ist – kann keine Rede sein.

Auch „Hetzen bis zum Horizont“ sind Märchen. Wolfsjagden sind in der Regel kurz. Allerdings verhalten sich die Arten unterschiedlich: Erwachsene Elche stellen sich häufig und können ein ganzes Rudel auf Distanz halten. Rotwild sucht das Weite. Dabei versuchen die Rudelmitglieder, zusammenzubleiben. Vor allem bleibt das Kalb auf Tuchfühlung mit dem Tier. Wieder ganz anders die Rehe: Sie sind Meister darin, einen Verfolger ins Leere laufen zu lassen, indem sie einen Haken schlagen und Deckung suchen. Dabei trennen sich die Familien, jeder sucht sein Heil auf eigene Faust. Und so kann durchaus die Geiß zum Opfer werden, während das Kitz entkommt. Wo sie können, halten sich Wölfe an größere Beutetiere. Bei ihrer Jagdweise werden

sie meistens das letzte Tier eines Rotwildrudels greifen. Das mag oft ein altes, allein gehendes Tier sein. In kleinen Gruppen sind die Kälber besonders gefährdet. An „Selektion“ hat in diesen Fällen keiner einen Zweifel.

Diese Selektion ist für das Opfer allerdings nicht immer schmerzfrei. Es kommt vor, dass ein großes Beutetier, etwa ein Elch, schwer verletzt und dann verlassen wird. Da kann es Tage dauern, bis er verendet. Ich bin im Yukon selber mehrmals Zeuge solcher Vorfälle gewesen.

Festzuhalten ist:

- Beutegreifer nehmen keine Rücksicht auf Familienbeziehungen. Es kommt durchaus vor, dass Jungtieren die Mutter weggefangen wird.
- Beutegreifer selektieren, allerdings nicht nach menschlichen Kriterien.
- Beutegreifer töten nicht unbedingt schmerzfrei.

### Wie oft schaut Isegrim vorbei?

Ein häufiges Argument für die Jagd mit dem Hund ist die in der Gesamtbilanz geringere Störung für das Wild: Lasst uns, so ist zu hören beziehungsweise zu lesen, das permanente Lauern (sprich Ansitzzagd) durch wenige Überfälle (mit reichlich Hunden und vielen Jägern) ersetzen. Davon profitiert das Wild, denn es hat insgesamt mehr Ruhe. Das mag eine kluge und für das Wild auch bessere Lösung sein. Festzuhalten ist allerdings: „Naturnah“ ist das nicht. Naturnah ist die permanente Wachsamkeit aller Beutetiere vor dem Beutegreifer – jeden Tag, jede Stunde, Tag und Nacht. Heißt das aber, die Tiere leiden unter ständiger Furcht, gar unter Stress vor Beutegreifern?

Da sich nicht mal die Wissenschaftler darin einig sind, was man unter „Stress“ verstehen sollte, ist es besser, den Begriff hier ganz zu meiden. Ich glaube nicht, dass Beutetiere, die vor ihren Feinden auf der Hut sein müssen, ständig eine höhere Pulsfrequenz oder ei-

nen erhöhten Adrenalinpiegel haben – um nur zwei Symptome anzusprechen, die mit Stress verbunden sind. Davon abgesehen, ist aber auch die Begegnungswahrscheinlichkeit mit Raubfeinden zu gering. Sehen wir uns dazu den Aktionsradius und das räumlich-zeitliche Verhalten von Luchs und Wolf an: Da versteht jeder sofort, dass unter natürlichen Bedingungen die ruhige Zeit für das Schalenwild weit überwiegt. Ein Luchs, der rund 100 km<sup>2</sup> Wohngebiet besetzt (zehn mal zehn Kilometer!), kommt nur alle paar Wochen mal in dem Streifgebiet eines Rehs vorbei.

## An die Räuber angepasst?

Ein Wolfsrudel, das durchaus den zehnfachen Raum bejagt (rund 30 mal 30 Kilometer!), ist ebenfalls neun von zehn, vielleicht 19 von 20 Tagen anderswo. Als ich für den WWF in Rumänien die Erfahrungen von Jägern und Forstleuten recherchierte, stimmten sie erstaunlich gut in ihren Einschätzungen (und mit telemetrischen Studien) überein, dass ein Rudel Wölfe zwei bis drei Wochen ausbleibt, wenn es mal Beute gemacht hat. Allerdings sind die Verhältnisse im Sommer anders. Da jagen die Wölfe meist einzeln. Andererseits hat das Beutewild auch mehr Deckung. Halten wir also fest: Schalenwild steht wegen der Beutegreifer nicht unter Dauerstress; im Gegenteil: Die Phasen der Ruhe überwiegen bei weitem.

Wer wiederholt an Stöberjagden teilgenommen hat, ist immer wieder beeindruckt davon, wie Schalenwild mit den Hunden umgeht. Dabei verfolgen die einzelnen Arten unterschiedliche Strategien. Der „Schlüpfertyp“ Reh sucht auf der Flucht Deckung und trickst die Hunde auf kürzester Distanz mit Haken und Widergängen aus. Wo die Hunde im dornigen Brombeergerank hängen bleiben, ist dem springenden und tauchenden Reh eine Behinderung kaum anzusehen.

Rotwild dagegen – seiner Herkunft in der offenen Landschaft entsprechend – sucht eher räumiges Gelände mit guter Rundumsicht und macht sich dann in förderndem Troll, auch mal in schneller Flucht aus dem Staub. Oder es stellt sich in dichter Deckung und vertraut auf seine Wehrhaftigkeit. Noch ausgeprägter ist das bei den Sauen.

Festzuhalten bleibt:

- Schalenwild verfügt auch heute noch über ein reiches

**Rehwild trickst „hetzende“ Verfolger buchstäblich aus, fällt aber leichter dem lauernden Luchs zum Opfer.**



Foto H. Lehmann

und erfolgreiches Inventar von Fluchtverhaltensweisen. In der kurzen Zeit der Abwesenheit natürlicher Beutegreifer (ein Wimperschlag, gemessen an den Zeiträumen der Evolution) hat es nichts davon „vergessen“. Und Hunde sind in jedem Fall schlechtere Jäger als Wölfe.

- Dass das Wild auf der Flucht vor dem laut jagenden Hund überraschend auf andere Hunde trifft, ist im Vergleich zur Jagd durch Wölfe immer noch ein eher harmloses Übel; denn anders als Hunde jagen Wölfe stumm!

## Sozialverhalten des Schalenwildes

Bei der Jagd mit Hunden haben wir wie bei anderen Jagdmethoden auch zu beachten, dass Jungtiere der Führung bedürfen. Aber die Jugendentwicklung verläuft bei den drei Hauptwildarten Rotwild, Rehwild und Schwarzwild sehr unterschiedlich. Am kritischsten ist Rotwild einzuordnen. Ein mutterloses Kalb ist arm dran, weil es in keinen anderen Familienverband aufgenommen wird. Es kümmert seelisch, weil Rotwild ausgeprägt sozial orientiert ist. Es wird von Fütterungen oder guten Äsungsplätzen vertrieben und ist für die Population wertlos. Bei Rehen ist das anders. Kitze werden wesentlich früher selbständig. Zwar folgen auch sie der Mutter bis ins nächste Jahr, aber deren Verlust scheint etwa ab Mitte Herbst verkraftbar. Ich schließe das unter anderem daraus, dass sich – im Gegensatz zu Alttier und Kalb, die fast immer zusammenbleiben – Ricke und Kitz bei der Verfolgung durch Hunde stets trennen. In der Tat kann ich mich aus zehn Jahren Teilnahme an Stöberjagden an kaum fünf Fälle erinnern, da mich vor dem laut jagenden Hund zwei (oder mehr) Rehe gleichzeitig anliefen (also eine Familiengruppe) – dagegen an „jede Menge“ von einzelnen Rehen. Offensichtlich ist dies eine über Jahrhundertausende bewährte, erfolgreiche Flucht-

strategie. Sonst würden Rehe sich nicht so verhalten.

Schließlich Schwarzwild: Manche Kenner meinen, die Frischlinge zweitrangiger Bachen werden bei deren Tod von der Leitbache übernommen. Das hebt die Bedeutung der Leitbache für den Rottenverband hervor, während untergeordnete Bachen ab Spätherbst entbehrlich erscheinen. Wer allerdings will bei einer von Hunden gejagten, möglicherweise gesprengten Rotte unterscheiden, wer Leitbache und wer untergeordnete Bache ist? Festzuhalten ist:

- Rehkitzen können wir etwa ab Mitte Herbst zumuten, allein zu leben. Dennoch soll selbstverständlich jung vor alt geschossen werden, wenn wir die Wahl haben!
- Beim Rotwild muss unter allen Umständen vermieden werden, das Alttier vor dem Kalb zu schießen.
- Die gegenwärtige Sauenschwemme, deren Ende nicht abzusehen ist, erfordert beherrzte Eingriffe in die Zuwachsträger. Deshalb müssen auf Stöberjagden auch Bachen geschossen werden. Wenn wir dabei die Grundregel beherzigen, dass auf alle größeren Stücke geschossen werden darf außer auf solche, denen Frischlinge folgen, sollte die Leitbache in der Regel unbeschadet entkommen können.

## Fazit

Aus der Sicht der bejagten Wildtiere sind gut organisierte Stöberjagden etwa ab Oktobermitte (ab Laubfall – nicht vorher!) eine anständige, faire Jagdmethode. Doch trotz meiner persönlichen Vorliebe dafür möchte ich klarstellen, dass wir mit Stöberjagden allein die Bestandskontrolle des Schalenwildes in der Regel nicht schaffen. Wir werden auf die Ansitzjagd nicht verzichten können und sollen das auch nicht. Die Stöberjagd ist eine gute ergänzende Methode in großen Waldrevieren – aber das sind weniger als 20 Prozent der Jagdfläche in der Bundesrepublik. Ein Allheilmittel ist sie nicht, auch nicht dort, wo „Wald vor Wild“ gilt. ■